

(Nachdruck verboten.)

Proletarier.

(Bilder aus dem Leben der Dehnen.)

Von Christen Bundgaard.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

Martin hatte schon verschiedene Plätze als Kleinknecht gehabt. Als er so groß war, daß er mit knapper Not die Keule heben konnte, mußte er aus dem Hause. Wie so viele andere ähnliche kleine Kerle Sommer für Sommer aus den Kossäten- oder Insthäusern ausgehen und in die Stallkammern der fremden Höfe einziehen, wo sie auf mannigfache Art und Weise entwöhnt und geziemend abgehärtet werden für das halb verkommene und gehetzte Leben, das sie tagelang unter dem Vieh nahe am Hause gelegenen und weit entfernten Feldern unter Sonne und Regen des Himmels führen müssen.

Diese Kleinknechte der Bauernhöfe sind eine Gesellschaftsschicht für sich, ein Proletariat von Kindern, in deren Augen dieselbe heimatlose Angst und derselbe Trost, dieselbe Unterdrückung leuchten.

Martin konnte nirgends so recht gedeihen, sondern wechselte alljährlich seine Stelle, und dann hatte es sich immer so getroffen, daß er seinen Dienst zu einer schlechten Zeit verloren hatte.

Nicht etwa, daß sie im Dienst nicht gut taten, die Kinder von Jens Schmied — gewissermaßen. Aber sie hatten so etwas Merkwürdiges an sich, etwas Fremdes — sie waren immerhin eigenartig. Schmiede-Jens war doch nun ein tüchtiger Arbeiter und ein anstelliger Mann und aufgeräumt gewesen, denn er kam ja zu ihnen allen ringsum.

Aber es schien, als ob Martin nicht gewillt war, dem Vater nachzuarbeiten und dessen ruhiges angenehmes Naturell zu bekommen.

Er galt schon beinahe für einen Krakeeler. Sein Drang zur Auffässigkeit trat immer klarer zutage, und dann hatte er ja den schlimmen Fehler, der beim Gesinde dasselbe ist wie Koller und dergleichen beim Pferde: den alten Knechtsfehler: aus dem Dienst laufen zu wollen.

Daß er sehr wohl wußte, mit was für Blicken man ihn betrachtete, vermehrte nur seinen Unwillen und machte ihn noch unzugänglicher.

Eine harte und widerspenstige Natur steckte in dem Kimmel. Es reagierte in ihm die Unterjochung eines Geschlechtes oder einer Klasse — oder vielleicht sogar einer Rasse.

4.
Bauer Lars in Vorring ging an einem der Tage in die Stadt, um jemand zu suchen, der ihm das Vieh hütete, jetzt, wo die Leute auf dem Felde arbeiten mußten.

Er brachte auch jemand mit nach Hause. Es war der Bagabund aus Nr. 4a.

Das heißt, Bauer Lars hielt ihn für einen ordentlichen Menschen. Sozusagen, denn er hatte ihn ja durch ein Vermietungskontor bekommen.

Aber schon auf dem Heimwege von der Bahn begann er dem Bauern verflucht unangenehm zu werden.

Lars hatte zu ihm gesagt: „Du kannst das Paket nehmen.“ Es war ein Paket, das er aus der Stadt mitgebracht hatte. Aber der Landstreicher entgegnete ziemlich kurz angebunden, daß er seinen Dienst noch nicht angetreten hätte. Und: „Du kannst Deine Sachen wohl selbst tragen, Du dicker Hund!“

Lars wurde ganz still; das hatte ihm noch nie einer seiner Leute geboten.

Also mußte er selbst gehen und sich mit dem Paket schleppen, und es war ein schweres Paket, während der Landstreicher vor ihm herstolzte und pfiff. Allerdings mußte er sich auch mit einem alten Mäntel tragen, aber die paar Lumpen, die darin waren, drückten ihn wohl nicht groß.

Auf dem Hofe diente auch ein Kleinknecht, den sich der Bauer auf einem Gefindemarkt geholt hatte; einer von jenen, denen man es ansehen kann, daß sie dem Leben zu früh zwischen die Finger geraten sind.

Es war übrigens der Sohn des Schmiede-Jens aus Ksböl, der sich hier aufhielt, nachdem er sich mit seinem verwegenen Trost zu Hause unmöglich gemacht hatte. Dort war er in dem Dunkel der Armut umhergetaumelt und hatte seinen ganzen gesunden Menschenverstand und seine Begabung in Berrücktheit und Trost gegen die bestehende Ordnung umgesetzt, gegen die Einteilung der Menschenwesen in Schichten und das Recht des Althergebrachten in allen Dingen. Fragen, die er doch nicht so recht aufrühren konnte. Er bildete eine seltsame Anormität in ihrer Mitte. Aber es gab ja im übrigen einen Weg, auf dem es vorwärts ging in dieser Welt, wenn das der Fall war — —. Einmal kam es ihm vor, als ob er den Weg gefunden hätte und die Leute ihn mit etwas freundlicheren Blicken betrachteten.

Das war damals, als er die Realschule besuchte. Aber dieser Weg führte freilich in eine gute Zukunft — für blasierte Kommiss und Kontorburschen und spitarschige Assistenten. Und er hatte ja kein Geld, das war doch rein zum Tollwerden! Die Mutter weinte darüber, konnte aber natürlich mit ihren alten Gedanken keinen Ausweg finden, und Martin konnte es noch weniger als früher. Bloß das wußte er jetzt, daß dieser Weg nicht durch das Realschulgeschwätz führte.

Er war fast zu winzig und dürrig, aber der Bauer Lars hatte ihn doch angenommen, zum Viehhüten im Winter und zur Mithilfe bei der Feldarbeit im Sommer.

Der Knabe hatte solche Angst, daß er zitterte, als er abends zu dem Landstreicher ins Bett krabbeln sollte. Er rückte dicht an den Bettrand und drückte sich an die feuchte Wand, daß der Landstreicher sich gehörig ausbreiten konnte — was er denn auch tat.

Er war auch nicht einladend der Kerl. Und dann hatte er eine eigene grobe Art, sich auszudrücken, und sprach einen Zargon, von dem der Zunge kaum die Hälfte verstand. Wenn er einen seiner glühenden Flüche aussprie, sah der Knabe den leidenschaftigen Bösen selbst im Mondlicht draußen stehen und sie durch das kleine Kammerfenster angrienen.

Plötzlich hüpfte der Landstreicher im Bett in die Höhe. „Au Donnerstod! Was hast Ihr bloß für Tiere hier, die so verdammt heißen! Ich hab' doch wirklich schon alle möglichen Sorten Läuse aufgefüttert, aber so einer verhungerten Koppel bin ich noch nie vorgekehrt worden. Was ist das für eine Rasse? Ist das die Zütländische?“

Der Knabe wußte es nicht, aber ihm waren sie nicht so schlimm vorgekommen.

„Aber laß sie nur warten“, fuhr der Landstreicher fort. „Ich habe ein paar Spitzbuben, so ein paar von den kleinen Flachen; wenn Sie ihnen nur erst auf die Spur kommen, dann sind sie fertig! Die Flachen fressen sie mit Haut und Haar! Wirst sie bald hören, wenn sie anfangen zu pfeifen.“

Ich habe immer ein paar von den Flachen bei mir. Ich geb Dir gern ein paar ab“, meinte er wohlwollend, während der Knabe vor Schreck die Beine hochzog.

„Sie sind ausgezeichnet; ich möchte sie nicht um wer weiß was entbehren. Kommt man in ein Bett mit Krähe oder Wanzen oder anderem Mist, dann fangen sie vor Wut gleich an zu heißen und zu krähen. Wenn Du in den Bagabundenbetten in den Dorfwohnhäusern liegen mußt, dann mußt Du Dir auch ein paar solche anschaffen. Deshalb habe ich es mir auch angewöhnt, in der Nacht splitternackt zu liegen, dann kann man sich doch gleich das schlimmste vom Leibe bürsten, wenn man aufsteht!“

Nein, der Knabe hoffte im Stillen, daß er doch niemals werde in einem Bagabundenbett schlafen müssen. . . . Obwohl dieses Nest hier mit dem nackten Tier darin. . . . ?

Seine Schenkel waren plattschief vor Schweiß, trotzdem er an der eiskalten Mauer angeleckt lag.

Der andere erzählte weiter. Er soff aus einer großen Finne, und während das Dunkel die Kammer erfüllte, malt er die düsteren Laten der Dunkelheit vor dem lauschenden armen Kerl aus, der jetzt fast völlig in die eine Ecke des Bettes hinaufgekrochen war.

Und die Vision bemächtigte sich des Kindes — die verwirren Branntweingefichte zitterten in wechselnden Lichtflecken draußen im schwarzen Raum: Messerschergen und Blutigz, von Messerstichen verwundete Häuste, zerbläute Menschen auf den Landstrassen, . . . der Nächste schweigender

Zug von Heimatlosen, den niemand sah, weil er um den Schein der erleuchteten Fenster menschlicher Wohnstätten herumglitt. . . . Die Düstertät der Nacht, die Oede der Felder und das Gewitter des Himmels . . . die weißen verzerrten Gesichter des Hasses . . . der Hunger, der den Verstand der Menschen enträufelte, daß der Herumstreifende mitten auf der Landstraße stehen blieb und in die leere Luft hinauswitterte und knurrte, die Zähne in dem speichelnden Riefer . . . und das Fieber, das den Körper schüttelt, wenn der Durst raste, wenn Nieren und Eingeweide nach der heißen Labung schrien, dem Heilmittel, dem Göttertrank, dem brennenden Spiritus.

An den Därmen wuchsen Krebsknoten, die Leber quoll an, die Galle ging ins Blut, eine Haut zog sich über die Augen, die Lippen wurden weiß, der Speichel grün und giftig. Branntwein! Branntwein! Branntwein! Das halbe Leben für ein Maß glühender Säure! . . . Aber wenn die letzte Alkoholensäure aus dem Gehirn verdampft war, wenn die Gehirnmasse sich wie ein eingetrockneter Schwamm zusammenzog und man den hohlen Raum unter dem Schädel spüren konnte, und das Rückenmark sich wie ein verdorrter Strang durch seine Röhre ziehen oder wie pulverisierte Asche ausblasen ließ, dann raste das Delirium!

Die Seele wurde mit Höllestein aus dem Körper geächt, man hatte die Grenzen aller Menschlichkeit überschritten — die Welt hüpfte im Wahnsinn grinsend davon.

Der Landstreicher schäumte . . . seine mächtige Phantasie kürzte sich auf neue Stoffe.

(Fortsetzung folgt.)

Die ethnographische Ausstellung im Kunstgewerbemuseum.

I.

Wie im vorigen Jahre hat wieder die Leitung des Museums für Völkertunde, da ihr in dem eigenen, allzu eng gewordenen Gebäude der Raum dazu fehlt, im großen Lichthofe des Kunstgewerbemuseums die von ihr in letzter Zeit erworbenen ethnographischen Gegenstände ausgestellt.

Im vorigen Jahre war es eine reiche Sammlung von Hausgeräten, Federkleidern, Webstoffen, Waffen, Bieraten aus den Geschlechts- (Huaca-) Gräbern der peruanischen Küstengegenden, besonders aus dem Kulturgebiet der einstigen Chimu- und Inka-Stämme, die im Kunstgewerbemuseum aufgestellt gefunden hatte; diesmal sind es die Erzeugnisse des Gewerbestandes anderer, auf niedrigerer kultureller Entwicklungsstufe stehender, aber deshalb nicht minder interessanter Völkerschaften, vornehmlich der Belauaner, der Bewohner der westlichen Inselgruppe des Karolinen-Archipels, ferner unserer melanesischen Landsleute aus Neu-Mecklenburg (Neu-Zeland), der Stämme des nordwestlichen Amerikens und der südafrikanischen Buschmänner.

Am reichhaltigsten ist die Sammlung ethnographischer Gegenstände, die der Marine-Oberstabsarzt Professor Krämer im vorigen Jahre während der Forschungsreise des Schiffes „Planet“ auf verschiedenen Inseln der Belaugruppe gesammelt hat.

Die Belauinseln, insgesamt 26 meist stark bewaldete Eilande, die 1899 nach der Niederlage Spaniens im amerikanisch-spanischen Kriege zusammen mit den übrigen Karolinen vom Deutschen Reiche für den respektablen Preis von 17 Millionen angekauft wurden und demnach heute deutsches Besitztum sind, gehören in ethnologischer Hinsicht zu den interessantesten Inselgruppen der Südsee, schon deshalb, weil hier die hausgenossenschaftliche Familienorganisation und das Mutterrecht eine der eigenartigsten Ausprägungen gefunden hat. Entdeckt wurden die Inseln schon 1643 von Villalobos und damals wegen der vielen vorgefundenen Korallenriffe „Arrecifes“ (Riffinseln) benannt. Wie so viele der zu jener Zeit von Spaniens kühnen Seefahrern aufgefundenen Inseln des Stillen Ozeans gerieten jedoch auch die „Arrecifes“ in der folgenden Periode des Verfalls der spanischen Seemacht in Vergessenheit, bis 1783 eines der Postschiffe der Ostindischen Kompagnie, die „Antelope“, auf der kleinen Insel Drulong scheiterte. Von den Eingeborenen freundlich aufgenommen, blieb der Kapitän Henry Wilson mit seiner Mannschaft fünf Monate auf der Insel und baute sich dort ein neues Schiff. Diesem Aufenthalt verdanken wir die ersten ethnographischen Nachrichten über die Eingeborenen der Belaugruppe. Der erste Bericht, von Keates verfaßt, erschien 1788 in London. Er wurde noch in demselben Jahre ins Französische und darauf von dem bekannten Reisenden und Naturforscher Georg Forster auch ins Deutsche übersetzt. Dem damaligen Stande der ethnologischen Kenntnisse angepaßt, wirkt die halb-romantische Schilderung des Inselkönigs Abba-Thulle und des tragischen Schicksals des Prinzen Li-Lu fast wie eine Verstäudersche Novelle. In dem Jahre 1862 fand eine eigentliche

wissenschaftliche Untersuchung der Insel durch den Naturforscher Karl Semper statt, der 1873 die Ergebnisse seiner Forschung in der Schrift „Die Belauinseln im Stillen Ozean“ veröffentlichte. Die zuverlässigsten Nachrichten über die verwandtschaftliche Gliederung der Bewohner und ihre gesellschaftlichen Einrichtungen verdanken wir aber dem bekannten Ethnologen J. Kubary, der sich als Agent des bekannten Hamburgischen Handelshauses Godeffroy in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wiederholt auf den Belauinseln aufgehalten und seine Beobachtungen in verschiedenen Monographien und Aufsätzen niedergeschrieben hat, unter denen namentlich die Schrift „Die sozialen Einrichtungen der Belauaner“, Berlin 1885, sowie die Abhandlungen „Die Bewohner der Nordloch-Inseln“ (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg 1878—1879) und „Die Belau-Inseln“ (Zweites Heft des Journals des Museums Godeffroy in Hamburg) Beachtung verdienen.

Nach Kubary sind die Belauaner in verschiedene Stämme geteilt, von denen jeder einen besonderen Distrikt im Besitze hat. Ein solcher Stammesbezirk, „Klou-pelá“, d. h. großes (weites) Land, genannt, umschließt stets mehrere Dörfer mit ihren umliegenden Ländereien, und diese Dörfer wieder umfassen gewöhnlich 10 bis 20 Großfamilien (Sippchaften), „Blai“ genannt.

Jede solche Großfamilie oder Sippe hat ein männliches und ein weibliches Oberhaupt, den Rupal und die Rupalbidil, die aber nicht die Ehehälfte des Rupal ist, sondern eine seiner älteren Verwandten, meist seine Mutter, Tante oder ältere Schwester. Da nämlich niemand innerhalb seiner eigenen Sippe heiraten darf, und die belauanische Frau durch die Heirat nicht in die Familie des Mannes übergeht, sondern Mitglied ihres „Blai“ bleibt, so erlangt sie in der Familie ihres Gatten kein eigentliches Heimatsrecht und kann deshalb auch nicht als weibliches Oberhaupt seiner Familie fungieren.

Die Regierung des Dorfes besteht aus allen im Dorfe vorhandenen Rupals und Rupalbidis, also allen männlichen und weiblichen Sippenhäuptern, und zwar hat jeder Teil sein besonderes Verwaltungsressort. So gehört z. B. die Aufsicht darüber, daß von der Jugend beiderlei Geschlechts nicht Anstand und Sitte verletzt werden, daß die Taropflanzungen zur rechten Zeit bestellt und die Wege im Stande gehalten werden, zum Verwaltungsamt der weiblichen Familienhäupter, ebenso auch die Schlichtung der Familienstreitigkeiten. Dagegen fallen alle Angelegenheiten, die sich auf Kriegführung, Fischerei, Seewesen, Hausbau usw. beziehen, in das Ressort der Rupals.

Weißt spielt in den Sippen das weibliche Oberhaupt die größere Rolle und es soll früher gar nicht selten gewesen sein, daß eine Rupalbidil, wenn der ihr als männliches Familienhaupt beigeordnete Rupal nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollte, ihren „Blai“ bewog, den Rupal abzusehen, oder — was meist als das einfachere gewählt wurde — im stillen verschwinden zu lassen. Und recht oft fand sich die Sippe, wenn sich nicht der Rupal einer besonderen Vesteibtheit erfreute, zur Ausführung des Wunsches der Rupalbidil bereit, denn bei den Belauanern gilt Mutterfolge, d. h. das Kind betrachtet sich der Mutter enger verwandt als dem Vater, und erhält von dieser seinen Familien- (Sippen-) Namen. Es gilt demnach auch die Rupalbidil gewissermaßen als die Stammutter, als der weibliche Grundstod der Sippe.

Diese hohe Stellung der Frau bei den Belauanern kommt auch in ihrem Eheleben zum Ausdruck. Der Mann muß dem Vater seiner Erwählten, wenn er sie zur Ehe begehrt, ein gutes Geschenk geben. Er erlangt aber dadurch keineswegs das Recht, seine Frau, die nie seiner eigenen Sippe angehören darf, mit sich in seinen „Blai“ zu nehmen, noch irgend ein Besitzrecht auf seine bessere Hälfte. Weißt bleibt der junge Ehemann bei seinem Schwiegervater und hilft diesem bei der Arbeit, bis eines Tages seine Gattin seiner überdrüssig wird oder sich ihr Gelegenheit bietet, eine bessere Partie zu machen. Kurzweg erklärt sie ihm nun, er möge sich trocken. Sind der Ehe Kinder entsprossen, bleiben sie bei der Mutter; der Vater hat über sie kein Verfügungsrecht. Dauernde Ehen werden meist erst im reiferen Lebensalter geschlossen, wenn beide Teile schon die Genüsse der Liebe ausgetostet haben. Oft wartet der Mann damit, bis er selbst zur Würde eines Rupal gelangt. Solchem gereiften Freier wird dann gewöhnlich gestattet, sein Ehegespons gefehlt Alters mit in sein Familienhaus zu nehmen, doch behält auch in diesem Falle seine Gattin ihre Heimat in ihrem „Blai“. Wenn ihr das Zusammenleben nicht mehr behagt, kann sie sich jederzeit eigenmächtig von ihrem Ehemann scheiden. Besondere Gründe sind nicht nötig. Zudem aber muß der Ehemann seinem Schwiegervater als Anerkennung dafür, daß dieser ihm seine Tochter zur Gefährtin überlassen hat, regelmäßig Geschenke schicken, und wenn seine Gattin schwanger wird oder ernstlich erkrankt, muß er sie in ihr Vaterhaus schaffen, denn nur dort, auf heimatischem Grund, soll sie gebären und sterben.

Neben dieser Einteilung in Sippen oder Großfamilien besteht eine Einteilung in „Kaldelak“, d. h. Bootsgenossenschaften; „Kaldelak“ wird von den Belauanern das große Kriegsschiff genannt. Wie bei vielen anderen halbwilden Völkerschaften, z. B. den amerikanischen Indianern, finden wir auch bei den Belauanern freie Krieger- und Kampfgenossenschaften, nur mit dem Unterschied, daß, da im Belau-Archipel die Kriege meist zu Wasser geführt werden, sich dort solche Kriegergenossenschaften als Bootsmannschaften, in gewissem Sinne kann man sagen, als kriegerische Ruderklassen, konstituieren.

Alle Sippen wie auch alle „Kaldebell“ haben ihre eigenen großen Häuser, „Bais“ genannt, und zwar werden die Sippenhäuser „Rupaf-Bai“, die Vereinshäuser der Bootsmannschaften „Kaldebell-Bai“ genannt. Derartige Bais sind gewöhnlich 20 bis 25 Meter lang und ungefähr 5 Meter breit. Den unteren Teil der vier Wände bildet ein steinerner Unterbau von etwa 70—90 Zentimeter Höhe, dann folgt eine starke Holzbrüstung von 60—70 Zentimeter, und auf dieser erheben sich, ungefähr in Abständen von 1 Meter, geschnitzte, ungefähr 50 Zentimeter hohe Holzpfosten, die das Dachgerüst tragen. Die Gesamthöhe der Seitenwände beträgt also etwa 2 Meter, während das spitze Dach um ungefähr 4 Meter höher ist. Nur das Dachgerüst wird durch Schnüre zusammengehalten, sonst werden weder bei den Wänden noch bei dem Giebel Schnüre oder Nägel benutzt; alles wird durch Verzäpfungen zusammengehalten. Von der einen zur anderen Längsseite des „Bai“ laufen hochtartige Querbalken, die mittels eines viereckigen Loches in die Jaspfen der schon erwähnten geschnitzten Seitenpfosten eingelassen werden. Und auf diese Bindebalken schnitzen die Pelauaner mit Vorliebe ihre alten Sagen und Mythen, und zwar derart, daß sie, wenn sie ein neues Bai bauen, auf die Balken immer wieder die Schnitzereien alter verfallener Häuser anbringen.

Ein solches „Bai“ ist der Hauptgegenstand der jetzigen Ausstellung, und zwar nicht ein kleines Modell, sondern ein richtiges sauber ausgeführtes Haus in ungefähr der halben Größe der gewöhnlichen „Rupaf-Bais“. Das hochinteressante, im Auftrage des Professors Krämer von einem „Kaldebell“ des Dorfes Goreor ausgeführte Haus veranschaulicht, wenn ihm auch der steinerne Unterbau und die beiden Herde im Innern fehlen, aufs genaueste die pelauanische Hausbaukunst. Und Professor Krämer hat sich nicht damit begnügt, an den Dachbalken die Schnitzereien genau nach gegebenen Mustern wiederholen zu lassen, er hat sich auch von den Ältesten des Dorfes die Bedeutung der Schnitzereien erklären lassen, die man als primitivste Form der Widderschrift bezeichnen kann. So erhalten wir mit den Nachbildungen zugleich ihre Deutung; und gar wunderbare Mythen sind es, die uns jene Hausbalken erzählen: Geschichten von alten pelauanischen Helden, von dem naiven sinnlichen Liebesleben der Eingeborenen und von den seltsamen Zauberkünsten ihrer Götter.

S. Cunow.

(Nachdruck verboten.)

Der Eisenbahnparasit.

Von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Spanischen von Albert Cronau.

(Schluß.)

Jeden Sonnabend machte er die Reise in gleicher Weise. Er erwartete den Zug, wenn er von Albacete abgefahren war, sprang mit der Gefahr, in Stücke gerissen zu werden, aufs Trittbrett, lief draußen alle Waggons entlang und suchte ein leeres Coupé auf; auf den Stationen stieg er dicht vor der Ankunft ab und sprang nach dem Abgang des Zuges wieder auf, wobei er den Platz immer wechselte, um der Wachsamkeit der Beamten zu entgehen, die böseartig und Feinde der Armen waren.

„Wohin gehst Du aber?“, fragte ich. „Weshalb machst Du diese Reise, setzt Dich der Gefahr aus, in Stücke gerissen zu werden und zu sterben?“

Er wollte den Sonntag mit seiner Familie zusammen verbringen. Wie es bei den Armen so ist! Er mußte in Albacete arbeiten und seine Frau diente in einem Dorf. Der Hunger hatte sie getrennt. Anfangs machte er die Reise zu Fuß! Er mußte die ganze Nacht gehen, und wenn er dann morgens ankam, fiel er erschöpft hin, ohne Lust zu haben, mit seiner Frau zu sprechen oder mit den Kleinen zu spielen. Aber nun fühlte er sich frisch, hatte keine Furcht mehr und machte die Reise so fein im Zug. Daß er seine Kinder sehen sollte, gab ihm Kraft die ganze Woche mehr zu arbeiten. Er hatte drei Kinder. Der Kleine war so — dabei erhob er die Hand nicht zwei Handbreit vom Boden, und trotzdem erkannte er ihn und legte ihm die Arme um den Hals.

„Denkst Du aber gar nicht daran“, fragte ich ihn, „daß auf einer dieser Reisen Deine Kinder ohne Vater bleiben können?“

Er lächelte zückerlich. Er kannte das Geschäft ganz genau. Der Zug erschreckte ihn nicht, wenn er wie ein durchgegangenes Pferd schnaubend und Funken sprühend ankam; er war gewandt und verlor seine Geistesgegenwart nicht, ein Sprung — und er war oben; beim Abspringen konnte er sich einen Schlag auf den Kopf gegen die Wöschung holen, aber das Wichtigste war, nicht unter die Räder zu fallen.

Nein, der Zug erschreckte ihn nicht, wohl aber die Leute, die drinnen waren. Er suchte die Wagen erster Klasse auf, da er darin leere Coupés fand. Was für Abenteuer! Eines Tages öffnete er, ohne es zu wissen, das für Damen reservierte Coupé; zwei Ronnen die drinnen waren, schrien auf: „Räuber!“ und er stürzte sich erschreckt vom Zug und mußte den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen.

Zweimal war er nahe daran, wie diese Nacht, von den durch seine Gegenwart erschroder aufgewachten Passagieren auf das Gleis geworfen zu werden; ein andermal, als er ein dunkles Coupé

suchte, stieß er auf einen Reisenden der ihm, ohne ein Wort zu sagen, einen Schlag mit einem Knüttel versetzte und ihn aus dem Zuge warf. Damals glaubte er allerdings, er müsse sterben. Als er das sagte, zeigte er auf eine Narbe die quer über seine Stirn ging.

Man behandelte ihn schlecht, aber er beklagte sich nicht. Die Herrschaften hatten recht zu erschrecken und sich zu verteidigen. Er sah ein, daß er das und noch mehr verdiente, aber was gab es da für Hilfe, wenn er kein Geld hatte und seine Kinder sehen wollte.

Der Zug fuhr langsamer, als ob er sich einer Station näherte. Er begann sich heunruhigt aufzurichten.

„Bleib doch!“ sagte ich zu ihm, „es fehlt noch eine Station, um dahin zu kommen wohin Du gehst. Ich werde Dir das Billett bezahlen.“

„Nur das nicht, gnädiger Herr.“ sagte er mit argwöhnischen Offenheit. „Der Beamte würde, wenn er das Billett gäbe, mich ansehen, oft haben sie mich schon verfolgt, ohne daß es ihnen gelang, mich näher zu sehen, und ich will nicht, daß sie meine Personalbeschreibung haben! Glückliche Reise, gnädiger Herr! Sie sind der beste Mensch, den ich im Zuge getroffen habe!“

Er entfernte sich auf den Trittbrettern, indem er sich am Handgriff der Wagen festhielt, und verlor sich in die Dunkelheit; er suchte sicherlich einen anderen Sitz, wo er ruhig seine Reise fortsetzen konnte.

Wir hielten bei einer kleinen stillen Station. Ich streckte mich gerade aus, um zu schlafen, als gebieterische Stimmen auf dem Perron laut wurden.

Es waren die Beamten, die Kofferträger auf der Station und zwei Gen darmen, die nach verschiedenen Richtungen hin liefen, als ob sie jemanden suchten.

„Hierher! . . . Vertrete ihm den Weg! . . . Zwei nach der anderen Seite, damit er nicht entwischt! . . . Nun ist er auf den Zug gestiegen. . . . Verfolgt ihn!“

Und wirklich zitterten gleich darauf die Dächer der Waggons von dem wahnsinnigen Galopp der Leute, die ihn da oben verfolgten.

Es war das jedenfalls der „Freund“, den man überrascht hatte, und der hochoben auf den Zug geflohen war, als er sich umzingelt sah.

Ich stand an einem Fenster das dem Perron gegenüberlag und sah, wie ein Mann vom Dach eines nahen Waggons mit der erstaunlichen Behendigkeit, die die Gefahr nur verleih, herabsprang. Er fiel in einem Feld mit dem Gesicht auf die Erde, froh einige Augenblicke auf allen Vieren, als wenn die Stärke des Stoßes ihm nicht erlaubte, sich aufzurichten, und schließlich lief er was er konnte und der weiße Fleck seiner Hosen verlor sich in der Dunkelheit.

Der Zugführer gestikulerte an der Spitze der Verfolger, einige von ihnen lachten.

„Was ist denn los?“ fragte ich den Beamten.

„Da ist ein Landstreicher, der die Gewohnheit hat, ohne Billett zu reisen.“ antwortete er mit Nachdruck. „Wir kennen ihn schon seit einiger Zeit, es ist ein Zugparasit, aber wir würden wenig können, wenn wir ihn nicht fäßen, damit er ins Gefängnis kommt!“

Ich sah den armen Parasiten nicht mehr. Im Winter dachte ich oft an den Unglücklichen und sah ihn in der Umgebung einer Station, wie er, vielleicht vom Regen und vom Schnee gepötscht, den Zug, der wie ein Wirbelwind vorbeifuhr, erwartete, um ihn mit der Gemütsruhe eines Helden zu stürmen, der einen Laufgraben erstürmt.

Jetzt lese ich, daß man auf dem Gleis bei Albacete den Leichnam eines Mannes gefunden hat, der durch den Zug in Stücke gerissen wurde. . . . Es ist der arme Parasit. . . . Ich brauche keine weiteren Einzelheiten, um das zu glauben. Das Herz sagt es mir. . . .

Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Vielleicht fehlte es ihm auf einmal an Geschicklichkeit, vielleicht war einer der Reisenden, den sein plötzliches Erscheinen erschreckte, weniger mit-leidig als ich und warf ihn unter die Räder. . . . Fragen Sie die Nacht, was da vorging!

Seit meiner Bekanntschaft mit ihm, beendete Freund Perez seine Erzählung, sind vier Jahre dahingegangen. Während dieser Zeit bin ich viel herumgekommen, und wenn ich sah, wie die Leute reisen, aus Laune oder um sich die Langeweile zu vertreiben, habe ich mehr als einmal an den armen Knecht gedacht, der durch die Not von seiner Familie getrennt war und der, wenn er seine Kinder küssen wollte, sich wie ein wildes Tier verfolgt und geheßt sah und dem Tode mit dem Gleichmut eines Helden Trost bot.

Kleines feuilleton.

Guillotini und die Guillotine. Man kann häufig hören und lesen, daß der Erfinder der Guillotine Dr. Guillotin sich mittelst seiner eigenen Hinrichtungsmaschine freiwillig vom Leben zum Tode befördert habe. Ob er dies getan haben soll, um zu erfahren, wie ein so plötzlich vom Rumpf getrennter Kopf sich in seelischer Hinsicht verhalten mag, wird nicht gesagt, aber die

Katze selbst wird immer wieder behauptet, z. B. erst ganz kürzlich in einer Sitzung amerikanischer Ärzte, die Philadelphia über die Berufsangelegenheiten ihres Standes diskutierten. Im Anschluß daran hat das Journal der amerikanischen medizinischen Vereinigung eine Erörterung veröffentlicht, die den wahren Sachverhalt aufklärt. Guillotin hat sich nicht nur nicht mittelst der Guillotine enthauptet, sondern er hat sie auch gar nicht erfunden. Er starb im Jahre 1814 einen unblutigen Tod in seinem Bette. Aber auch Heinrich Heine hat, ebenso wie der erwähnte Mann in Philadelphia und manche anderen berühmten Autoren Unrecht, wenn er von der Pariser Kopfabnehmemaschine behauptet: „Erfunden hat sie Guillotin, drum heißt sie Guillotine.“ Zunächst war man bereits bei den Enthauptungen im Mittelalter zum maschinellen Betrieb übergegangen. In Genua existierte eine solchen Zwecken dienende Vorrichtung unter dem Namen „Manuaja“, und sie fand auch im Jahre 1605 dazu Anwendung, das Haupt der Beatrice Cenci zu fällen. Ebenso ist in Schottland ein ähnliches Instrument, das den galgenhumoristischen Namen „the maiden“ (die Jungfrau) führte, vor Jahrhunderten in Gebrauch gewesen. Unter der Königin Elisabeth von England wurde damit in Galifay und Yorkshire gearbeitet. Was nun Guillotin anlangt, der als angesehener Arzt und Mitglied der Konstituante in Paris lebte, so ist es lediglich zutreffend, daß er im Jahre 1789 einen Gesetzesvorschlag vorbereitete, wonach die Todesstrafe, ohne Ansehen des Standes, an Hoch und Niedrig in gleicher Weise vollzogen werden sollte. Dieser Vorschlag wurde auch angenommen, und die konstituierende Versammlung beschloß am 20. Januar 1790, daß „der Verbrecher mittelst einer einfachen Maschine enthauptet werden solle“. Ein weiterer Beschluß, der im Oktober 1791 gefaßt wurde, schrieb vor, die Todesstrafe solle in der einfachen Entziehung des Lebens ohne irgendwelche begleitende Qual bestehen, und der dazu verurteilte Verbrecher sei zu enthaupten. Daraufhin beauftragte der gesetzgebende Ausschuß den ständigen Sekretär der medizinischen Akademie Dr. Louis, einen Bericht über das zweckmäßigste Enthauptungsverfahren einzureichen. Er war es, der die Konstruktion der Maschine angab und zur Ausführung einer solchen bevollmächtigt wurde. Er übertrug diese Arbeit einem Deutschen, der den Namen Schmitt führte, und konnte am 19. April 1792 dem Minister des Innern Roland melden, daß die Maschine Schmitts bei Versuchen, die an drei Leichen vorgenommen wurden, mit erstaunlicher Genauigkeit und Schnelligkeit gearbeitet habe. Am 27. Mai 1792 legte sie ihre erste Probe im „Grusfall“ bei der Hinrichtung eines Straßendiebes ab. Der erste aus politischen Gründen Verurteilte, der unter ihr Fallbeil kam, war Collenot d'Anglemont, dessen Hinrichtung am 21. August 1792 vollzogen wurde. In der ersten Zeit wurde die Köpfmachine nach dem Namen ihres Erfinders als „Luison“ oder „Louissette“ bezeichnet, und erst später brachte eine Raune des Zufalls Dr. Guillotins Namen mit ihr in bleibende Verbindung, an die sich die Mär von seiner Selbstenthauptung schloß. Thaderay muß gleichfalls daran geglaubt haben, denn er sagt in seinen „Adventures of Philip“: „Ist nicht der gute Dr. Guillotin mittelst seiner eigenen Erfindung gerichtet?“ Aber auch Aufzeichnungen historographischen Charakters nennen Guillotin als Erfinder der Guillotine. Im Jahre 1857 erwähnt „Galignanis Messenger“ zwei Briefe Guillotins an Robespierre, die ein Altständler in Lyon unter allerlei Kram gefunden haben sollte, worin sich Guillotin zur geistigen Vaterchaft der neuen Hinrichtungsvorrichtung bekennet. Endlich wird häufig ein eigenes Wort Guillotins ins Treffen geführt: „Moi, avec ma machine, je vous fais sauter la tête d'un clin d'oeil, et vous ne souffrez pas“. (Mit meiner Maschine lasse ich Ihnen den Kopf im Augenblick fortspringen, ohne daß es weh tut.)

• Der Schulunterricht in Japan. Die außerordentlichen Anstrengungen Japans seit dem Beginn seiner „Europäisierung“ haben auch auf dem Gebiet des Unterrichts Erfolge erzielt, um die so mancher europäische Staat die asiatische „Konkurrenz“ beneiden könnte. Wer etwa mit spanischen oder russischen Schulverhältnissen vertraut ist, wird aus jeder Ziffer des amtlichen Berichts, den der japanische Unterrichtsminister für das Jahr 1905 veröffentlicht, ersehen, mit welcher erstaunlichen Energie die japanische Verwaltung es verstanden hat, das Schulwesen ungeachtet der Kriegsverhältnisse voran zu bringen. Von 7651445 schulpflichtigen Kindern beider Geschlechter haben 97,16 v. H. der Knaben und 91,46 v. H. der Mädchen, also im Durchschnitt 94,43 v. H. die Schule besucht. Was damit geleistet worden ist, wird noch deutlicher, wenn man sich gegenwärtig hält, daß im Jahre 1873 dieser Prozentsatz nur 28 betragen hat und noch im Jahre 1884 der Mädchenunterricht so sehr benachteiligt war, daß die Differenz zwischen Knaben und Mädchen, auf je 100 gerechnet, für letztere ein Minus von 33 ergab, während es im Jahre 1905 nur mehr 6 beträgt. Dabei ist die Bezahlung der Unterrichtskräfte eine überaus geringe. Die Gehälter schwanken zwischen 4 und 65 Yen im Monat (1 Yen = 4 Mark). Die Gehälter für die gewöhnlichen Schulen kosten monatlich etwa 15 000 und die der höheren Elementarschulen etwa 20 000 Yen. Auch hier sei daran erinnert, daß in rückständigen europäischen Ländern wie Spanien die Lehrer noch weit schlechter gestellt sind, da sie dort nur zu häufig das Wenige, was sie erhalten sollten, überhaupt nicht bekommen und die Verwaltung einfach ein paar Millionen an Lehrgeldern schulbig bleibt. Die Japaner lieben übrigens auch im

Jahre 1905 eine immerhin erhebliche Anzahl von Studierenden, nämlich 2011 im Auslande auszubilden, wovon 84 auf Deutschland entfielen. —

Der Kampf gegen die Maus. Bereits im Jahre 1907 ist auf Veranlassung von Professor v. Zoubeuf in München anlässlich einer sehr bedeutenden Mäuseepidemie in der Gegend von Jüssen von amtlicher Seite die Bekämpfung mit Mäusetypusbazillen versucht und im späten Frühjahr des gleichen Jahres mit Mäusebazillen aus der königlichen agrilkulturbotanischen Anstalt planmäßig durchgeführt worden. Ueber diese Anwendung im großen gibt Professor v. Zoubeuf in der „Naturwissenschaftlichen Zeitschrift für Fort- und Landwirtschaft“ einen sehr günstig lautenden Bericht. Das Wasser, das mit den Bakterien infiziert werden sollte, wurde zunächst durch Kochen im gereinigten Kessel der Seifensiederei sterilisiert. Nachdem es erkalte und mit dem Mäusetypusbazillen versetzt worden war, besprengte man auf Brettern aufgehäufte Brotskrumen aus einer Siebannenbrause mit der Brühe. Die durcheinander geschaukelten Broden wurden sodann von einer großen Zahl von Personen, die in langen Linien die Wiesen abstritten, an die Mäuselöcher ausgelegt. Die Wirkung war eine vortreffliche, denn im Laufe des Sommers ließ sich kaum mehr eine Maus bilden. Der Erfolg wurde freilich auch durch günstige Witterungsverhältnisse unterstützt, da nach dem Erscheinen der Mäuse im Frühjahr nochmals Frost und Schnee gekommen waren. Nachher erst wurde die Vergiftung durchgeführt. Vor Eintritt des Schnees waren an einer Stelle schon Versuche mit Schwefelkohlenstoff unternommen worden. Aus einer blechernen Petroleumkanne wurde die Flüssigkeit in jedes Mäuseloch eingefüllt und seine Oeffnung sodann mit dem Absatz zugetreten. Auch hier war der Erfolg vortrefflich und keine Maus zeigte sich mehr. Die ebenso wie das Schwefelkohlenstoffverfahren von Prof. v. Zoubeuf versuchte Bespritzung des Grases mit Chlorbarium wird von ihm nicht empfohlen, um so weniger, als die Giftigkeit des Präparats für Vieh und Wild sie nur innerhalb eingegrenzter Gebiete ermöglicht. Mit Bariumcarbonatbrot, das von der agrilkulturchemischen Anstalt abgegeben wird, hat Prof. v. Zoubeuf noch keine Versuche gemacht.

Medizinisches.

Häufigkeit und Folgen der Blinddarmentzündung. Jedem Zeitungsleser wird aufgefallen sein, daß die unter dem Namen Blinddarmentzündung bekannte Bauchkrankheit in den letzten Jahren immer häufiger als Todesursache in den volkshygienischen Berichten genannt wird. Das Statistische Amt für Preußen hat nun ermittelt, daß in der Tat die Blinddarmentzündungen in der preussischen Bevölkerung sich ungewöhnlich vermehrt haben. In den allgemeinen Heilanstalten wurden 1877 erst 896, 1906 aber 19 171 Fälle behandelt! Nun hat sich zwar die Gewohnheit, derartige Kranke den Heilanstalten zu übergeben, erfreulicherweise stärker eingebürgert, so daß ein Teil der Zunahme der statistisch erfaßten Krankheitsfälle auf die größere Inanspruchnahme der Heilanstalten zurückzuführen ist. Immerhin bleibt eine erhebliche Krankheitsvermehrung übrig. In Berlin allein wurden in den Krankenhäusern 1903: 1847, 1906: 3317 Fälle von Blinddarmentzündungen behandelt. Tröstlich ist aber die Feststellung, daß der Verlauf der Erkrankungen sich jetzt, jedenfalls unter dem Einfluß der besseren Heilmethode, wesentlich günstiger für die Befallenen stellt wie vor einigen Jahrzehnten. Von 1877—1886 betrug die Sterblichkeit 24—33 Proz., 1906 war die Sterbquote auf 10 Proz. herabgegangen. Speziell in Berlin starben von den in Heilanstalten behandelten Erkrankten 1903: 9,58 Proz., 1904: 10,03 Proz., 1905: 7,81 Proz., 1906: 6,51 Proz.! Es wurde aber auch ermittelt, daß die Todesfälle infolge Blinddarmentzündung bei den im kräftigsten Lebensalter von ihr Befallenen bedeutend zahlreicher sind wie bei allen anderen Erkrankungsarten. Am meisten sterben an Blinddarmentzündung Personen im Alter von 15—40 Jahren! Nach den das preussische Staatsgebiet betreffenden Ermittlungen bildet Blinddarmentzündung verhältnismäßig am häufigsten die Todesursache, nämlich in 23,63 von je 100 Sterbefällen, im Alter von 30—40 Jahren, gegen 4,83 von 100 Sterbefällen (Gesamtbevölkerung) überhaupt. Ueber 50 Proz. aller Sterbefälle infolge Blinddarmentzündung betraf Personen im Alter von 10—40 Jahren. Die Häufigkeit der Blinddarmentzündung im jugendlichen Alter wird von der amtlichen Quelle auf übermäßige Anstrengung (angegeben wird übertriebener körperlicher Sport) zurückgeführt. Charakteristisch ist aber doch, daß der höchste Prozentsatz der jugendlich Verstorbenen, nämlich 24,68 Proz. als Lehrlinge, Gesellen und Gehilfen in der Industrie und weitere 7,40 Proz. im Handel- und Verkehrsgewerbe beschäftigt waren! Daß diese Krankengruppe sich vorzüglich bei sportlichen Übungen überanstrengt, wird kein Mensch behaupten wollen. Viel näher liegt die Annahme, das außergewöhnlich starke Auftreten der Blinddarmentzündung unter den jüngeren Industriearbeitern sei auch eine Folge von Ueberanstrengung im Gewerbe! Da aber in dieser Hinsicht noch keine Ermittlungen angestellt worden sind, muß die Frage einstweilen als unentschieden gelten. —